

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 257.

Donnerstag, 2. November.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Helgard.

(Nachdruck verboten.)

Die Felder sind abgeerntet; in den Wiesen träumt verloren die Herbstzeitlose, und über den Stoppeln leuchten die Gewebe der Herbstfäden in ihrer Feinheit und Zartheit im Sonnenlichte wie gesponnenes Silber, an dem die Tautropfen wie funkelnde Edelsteine hängen.

Ein Volk Rebhühner fliegt auf mit leisem Rufen und ein Gase läuft lange in wilder Hast ihrem Gefährten voraus, um dann plötzlich quer über den Weg zu entfliehen und im Graben sitzend, mit angelegten Köpfen, neugierig dem Wagen nachzuschauen.

„Ein Gase über den Weg, ein schlechtes Zeichen“, murmelt die Gräfin, und etwas Angstlich-Natloses ist in dem Blick, mit dem sie ihren Gefährten ansieht.

Dieser aber lacht hell auf, und gutmütiger Spott ist in seiner Stimme, als er sagt. „Bist du abergläubisch, Erika, seit wann denn nur, früher warst du es doch nicht? Wie kann ein harmloses Gäslein dir die Stimmung verderben. Schau doch nur um dich, laß deine Augen diese Sinfonien von Farben trinken. Diese tiefe Bläue des Himmels, dieser wunderbare Farbenreichtum der Bäume. Sieh nur die silberschimmernden Pappeln, den Goldglanz der Ulmen, das Gelb und Braun der anderen Blätter und die purpurne Pracht der Ebereschen. Ist es nicht, als wehten Büsche roter Liebesglut in den Zweigen? — Und wir beide gemeinsam den Zauber dieses weichen Herbstmorgens genießend, Seite an Seite, Hand in Hand.“

Dabei legt sich seine schlanke Rechte fest und behütend um die schmale Hand der Gräfin, willenlos überläßt diese sie ihm und Hand in Hand verbleiben sie den Rest der Fahrt, bis der Wagen vor dem alten Kirchlein in Greylingen hält.

Nicht lange lauschen sie dem Vortrag des Küsters, der ihnen die Figuren der herrlichen Holzschnitzerei des Altars von Riemenschneider erklärt.

Sie wollen allein sein im Schatten der alten Herrgottskirche und entlassen ihn bald mit einem reichen Geldgeschenk.

Dann sind sie beide allein, die einzig Lebenden im Reiche der Toten.

Unter schattenden Bäumen erhebt sich die Kirche, umgeben von einem kleinen Friedhof mit seinen Gräbern.

Leise rauschen die Bäume über die Stätten der stillen Schläfer, fern schimmern die abgeernteten Kornfelder und mahnen an den Schritter Tod.

Langsam wandern sie umher auf dem Gottesacker.

Bunte Herbstblumen schmücken die Gräber, leise weht der Wind und läßt die welken Blätter auf den Gräbern rascheln, zuweilen flirrt ein schlecht befestigtes Metallschild mit dünnem Klingeln, sonst ist alles totenstill.

Sie wandern umher; hin und wieder stehenbleibend, wenn ein besonders reiches Grabmonument ihre Aufmerksamkeit erregt, dann wieder versuchend, Inschriften zu entziffern, die die Zeit mit harter Sand verlöscht.

Überall blüht und duftet es von den letzten Blumen

des Sommers, kein Hügel ist so armselig, daß nicht ein Mantel farbiger Blüten ihn schmückt.

Verwischt ist der Unterschied zwischen reich und arm; derselbe Wind, der den Blütenstaub auf die denkmalgeschmückten Grabstätten der Reichen weht, streut ihn auch über die letzten Lager der Armen, die allzeit gütige Natur gleicht am Ende aus, was im Leben so verschieden war.

Lange weilen sie sinnend auf einer schmalen, roh gezimmerten Bank unter einer Traueresche.

Leise beginnt die Gräfin zu sprechen; verhalten und weich ist ihre Stimme, als fürchte sie die stillen Schläfer zu stören.

„Es ist doch etwas Wunderfames um das Wandeln auf Friedhöfen“, meint sie sinnend, „ich liebe es, mir bei den Toten Frieden und Ruhe für das Leben zu holen. Es ist so beruhigend, dieses Wissen: das Ende ist für alle gleich. — Wie viele Friedhöfe besuchte ich schon in meinem Leben. Besonders gerne weilte ich immer auf dem Friedhof zu Clarens, der ja auch einer der schönsten der Welt sein soll. Welch wunderfame Gedanken durchschauerten mich, wenn ich hinab schaute von der Höhe der Toten auf das brausende Leben da unten. In leuchtender Klarheit liegt der grün-blaue See mit seinen glühenden Schaumwellen, weiße Segel gleiten darüber hin. Stolz schimmern die großen Hotelpaläste und wie verschämt liegen die Hütten der Armen. Immer mußte ich dann denken, daß in der Stunde des Todes wohl der Ausgleich kommt. Denn wie schwer muß es den Reichen werden, ein Leben voll Glanz und Genuß zu verlassen und den dunklen Weg in das unbekannte Jenseits zu gehen. Wie viel leichter wohl den Armen das Sterben wird, wenn sie die rastlos fleißigen Hände zur letzten Ruhe falten und dem Tage entgegen schimmern, da die Gräber sich öffnen und der Herr sein Urteil spricht über Gerechte und Ungerechte und nicht über reich und arm. Immer noch fand ich Frieden an den Stätten, die ihn verheißen, „Hof des Friedens“, wieviel Trost liegt doch darin.“

„Wenn ich so auf die Gräber zu unseren Füßen niederschaue, Werner“, fährt die Gräfin nach längerem Sinnen fort, „da durchschauert mich immer die Frage: Was brachte euch wohl das Leben? Ihr stillen Schläfer, kam euch der Tod als Freund oder Feind? Kam er zu schnell und überraschend, war noch ein Schritt in euren Füßen, den ihr gern noch getan, ein Satz, ein Wort noch auf euren Lippen, das ihr gerne noch gesprochen, auf das jemand noch wartete in Hoffen und Bangen? — Oder gingt ihr gerne zur Ruhe, wart ihr müde des Lebens, wart ihr alt und verbraucht und euer Körper fahl und vermittelt. ordentlich schon, wie der Staub, mit dem er sich vermischt? — Was brachte euch wohl das Leben an Freud und Leid, an Liebe und Haß? Was mögt ihr erhofft und erstrebt haben, ihr stillen Schläfer da unten? Mancher einer von euch mag auf Erden ein Großer, ein Mächtiger gewesen sein, einer, dem sich viele beugten, der hoch über der Menge stand,

Doch als die Lebensuhr abgelaufen, das Herz stille stand, was wart ihr da anders, ihr Reichen, als die Armen? — Bleibt am Ende nicht allen dasselbe, ein paar Fuß breit Erde, ein paar Bretter zum Sarge? — Denn was wißt ihr in eurem schmalen, leichten Bette, ob kostbare Blumen euch bedecken, ob stolze Reden euer letztes Geleit, oder ob nur stille Tränen trauernder Liebe euch folgen. — Euch ist es gleich und das Leben auf Erden geht weiter, der größte, bedeutendste Mensch wird ersetzt und vergessen und die Zeit lindert den Schmerz auch um den geliebtesten Menschen.“

Sie schweigt, und auch der Maler findet keine Worte. Still ist es im Reiche der Toten.

Herb duften die Blumen des Herbstes und leise fallen die Blätter.

Von ferne nur klingt das Leben hinein in das Schweigen der Gräber, das Rollen des hin- und herfahrenden Wagens und hin und wieder das Knallen der Peitsche des Kutschers, dem die Zeit wohl lang wird.

Dann spricht der Maler und unwillkürlich dämpft auch er seine Stimme: „Welch wunderfame Gedanken hinter deiner glatten, weißen Stirne, unter dem Trauergold deiner Haarfülle, Erika. Wie hätte ich unter deinem lächelnden Übermut so tiefes Sinnen vermutet. — Das Rätsel des Todes — noch niemand hat es gelöst. Ein wirres, schweres Rätsel ist schon das Leben, wenige nur finden den wahren Sinn, die rechte Lösung aller Lebensfragen; warum da über das Lebensende hinaus noch grübeln, warum die Schleier des undurchdringlichen Dunkels lüften wollen? — Ist es nicht immer wieder dasselbe Resultat, das Ende alles Zweifels und Suchens: „Unser einziges Wissen ist, daß wir nichts wissen.“ — Ehe nicht einer der stummen Schläfer, die die Brücke vom Leben zum Tode überschritten, wiederkommt, um uns die Rätsel zu lösen, so lange wird die Menschheit zweifeln und suchen und nichts finden. — Ich muß bekennen, lange schon habe ich es aufgegeben, dem Ursprung des Werdens und Vergehens nachzuspüren, schon lange begnüge ich mich damit: nur zu hoffen und zu glauben und nichts zu wissen. — Und schließlich: Was Millionen vor mir, mit mir und nach mir müssen, das werde ich doch auch noch können: ohne Fagen tapfer dem Tode entgegensehen — und ohne Bangen den letzten Weg gehen. — Denn wenn das Leben entflohen, wenn die Seele vielleicht auf einem anderen Stern, in einer anderen Gestalt ein neues Dasein beginnt, dann wünschte ich, daß das, was von mir auf Erden geblieben, verbrannt wird, zu Rauch und Asche wird.“

Er schweigt und die Gräfin neigt zustimmend das Haupt.

„Verbrannt werden willst also auch du, Berner, — wie wunderbar, daß wir auch in dem letzten Wunsche uns einig sind. Auch ich habe stets gedacht, den irdischen Rest in Flammen aufgehen zu lassen, sei wohl das Schönste. — Entsetzlich aber scheint mir der letzte Schlaf in einem Erbbegräbnis. Kein Strahl der Sonne, des blauen Himmels fällt hinein, kein Luft von Blüten und feuchtschwerer Erde erfüllt den Raum, kein Vogelzwitschern singt dem stillen Schläfer ein Schlummerlied. — Darum finde ich auch den père Lachaise in Paris so furchtbar, es ist eine meiner häßlichsten Erinnerungen, diese steinerne Stadt der Toten mit ihren Straßen und Häusern.“

Er lächelt leicht, und ein heißes Leben flammt in seiner Augen auf.

Etwas Siegesficheres, Lebenstrunkenes ist in seiner Stimme, als er, fest den Arm um sie schlingend, heiß und leidenschaftlich flüstert: „Genug lebst du des Grübelns über das, was einstmal kommt, wenn wir gleich diesen stillen Schläfern ruhen. — Noch leben wir ja, Erika, und ein ganzes, reiches, sonniges Leben liegt noch vor uns. Heiß und lebensbejahend rollt das Blut noch in unseren Adern, und berauschend liegt die Seltsamkeit eines süßen Traumes uns in den Gliedern. — Laß ihn uns leeren bis zur Reize, den Becher gol-

denen Lebensgeheimnisses, wonnigen Liebesglüdes, Laß ihn uns gemeinsam gehen, den Weg, den wir noch im Leben, in Sonne und Licht vor uns haben. — Schau nieder auf die armen Toten und laß uns von ihnen lernen, das Leben zu genießen. Ob da nicht manch einer ruht, der zu spät erkannte, welch ein köstliches Geschenk doch das Leben ist, der, als es zu Ende war, erst inne ward, wie viel des Schönsten und Besten auf Erden er doch versäumt. — Wir haben uns wiedergefunden, Lieb, nach einem Menschenleben sind wir endlich wieder vereint. — Das ist so herrlich, so wunderbar, daß wir nun auch keine Stunde des Glücks mehr versäumen wollen. Ich lasse dich nie mehr, mein bist du und mein bleibst du für Zeit und Ewigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Radeky.

(Zu seinem 150. Geburtstag, 2. November.)

Von Dr. Hans Wautsch.

Am 2. November 1766 wurde Graf Radeky geboren. Damals stand uns das 18. Jahrhundert im Zenit, es waren drei Jahre seit der Beendigung des siebenjährigen Krieges, eines seit der Kaiserkrönung Josephs II. vergangen. Am 5. Januar 1848 starb Radeky in Mailand. Damals war Österreich noch im deutschen Bunde, war Lombardo-Venetien noch habsburgischer Besitz, war das Königreich Italien erst ein Programm, Deutschland ein Traum. Unterhalb Jahrhunderte seit der Geburt, 68 Jahre seit dem Tode Radekys vergangen. In dieser Zeit und seither hat sich das Radeky-Porträt der Welt mehr als einmal gedreht und von Grund auf neu zusammengesetzt. Aber Graf Radeky ist im österreichischen Bewußtsein frisch, eine immerwährende Gegenwart, eine lebhaftig und lebendig wirkende Kraft.

Seine Standbilder stehen in Wien und Prag, in Raibach, seine Statuette befindet sich im Arbeitskabinett des Kaisers, an den Wänden in den Zimmern der Heeresverwaltung hängen seine Bilder mit der steil ansteigenden Stirn, dem kurzen struppigen Haarschopf, der Knollennase, dem kleinen, struppigen Schnurrbart, und auf der Straße vor dem Fenster pfeift ein Schusterjunge den Radekymarsch, dieses alarmierende Lied ohne Worte, in dem soviel vom Wirbel der Sturmtrummeln ist und vom Tal-Tal-Geläute der Maschinengewehre. Joseph Wenzel Graf Radeky gehört nicht zu den erlauchten Gestalten, die in dem hohen erlauchten, aber immerhin etwas langweiligen Prunksaal der Geschichte stehen, und deren Bilder an Festtagen ein wenig abgestaubt werden. Radeky . . . da fühlt man lebendige Würze, da fühlt man nur frische, sprühende Energie, unerschöpfliche Daseinskraft und gar nichts von feierlicher Entrücktheit und stofflediger, angegilbter Heroengeschichten. Radeky hat mehr als Unsterblichkeit, er hat ein Fortleben und Fortwirken, er ist ein lebendiges Bestehen der österreichischen Seele, ein stets gegenwärtiger Begriff, ein unerschöpflicher, nie zu erschöpfender Gedanke wie Bismarck im Deutschen Reich.

Das ist das Einzigartige, Wunderbare und fast Rätselhafte seiner Erscheinung. Es hat vor ihm Große gegeben und nach ihm auch; früher etwa den Prinzen Eugen, den Andreas Hofer, den Erzherzog Karl, nachher Tegetthof und Erzherzog Albrecht. Woher kommt es, daß diese am Ende noch nur Erinnerung, Daten der Historie, Geschichtsbilder sind, Radeky aber eine lebendige Gestalt? Man blättert die Bücher auf, die unmittelbar von ihm erzählen, die Erinnerungen des Feldmarschalleutnants Schönhaas und des Ordonnanzoffiziers Schönfeld, die Skizzen von Hadländer und Radekys Selbstbiographie, und man notiert als ersten starken Eindruck: dieser Mann war nicht nur bedeutend, er hatte die weit größere und äußerst seltene Kraft, Bedeutung zu geben, seine Umwelt emporzureißen und jeden einzelnen zur Vollendung und Erfüllung seiner selbst zu bringen; dieser Mann war nicht nur groß, er besaß auch die rare Kunst groß zu machen. 1848 und 1849 war das Heroenzeitalter Österreichs! Wegen vierfache Überlegenheit siegte der Oberst Kopal; dem Obersten Sahn wurde in der Schlacht von Vicenza das Pferd unter dem Leibe weggeschossen, er selbst etwas verwundet — er setzte zu Fuß den Kampf fort; dem Oberst Kottornay wurde bei Santa Lucia der Arm weggerissen — er ritt zu General d'Alpre und gab Bericht: „Ich melde Eurer Exzellenz gehorsamt, daß ich

den rechten Arm verloren habe und mich aus dem Gefecht zurückziehen muß."

Schließlich aber: auch aus der Zeit der Türkenkriege, des Prinzen Eugen, des Erzherzogs Karl sind uns eine ganze Menge heldischer Anekdoten überliefert und von den Tirolern des Andreas Hofer erst recht. Dies allein macht nicht die Magie Radetzky's, die uns Österreicher heute noch im Banne hält. Es kommt noch etwas anderes hinzu: das Jahr 1848! Die Sturmwellen dieses Jahres schleuderten das Staatsschiff hilflos hin und her — da warf dieser Greis von 82 Jahren an der gefährdetsten Stelle Anker und von da an ging die Gegenwelle der Veruhigung über das ganze Reich. Aus der Verbannung schrie Fürst Metternich gleich damals: „Gäbe der militärische Geist des Feldmarschalls der absoluten Schwäche der Zensur Gewalt nicht die Spitze zu bieten gewußt, was wäre aus dem Reiche geworden!" Und Grillparzer sang: „In deinem Lager ist Österreich!" Aber: es war nicht nur in seinem Lager, er war Österreich selbst: In diesem Augenblick verkörperte Radetzky Österreich (wie Bismarck später dann Deutschland)!

Das ist das Besondere und Einzigartige seiner Erscheinung, was uns ihn teuer über alles und mehr als unsterblich macht! Anderes kommt noch hinzu: er wurde über 91 Jahre alt, er hatte ein voll ausgewirktes Leben und kein bitterer Wunsch trübt die Erinnerung, was ihm bei längerem Erdenwallen noch zu tun vergönnt gewesen wäre. Ihm war alles vergönnt gewesen, in ihm war alles Erfüllung geworden! 91 Jahre währte dieses Leben, aber seine herrlichste Frucht reifte ihm erst im letzten Jahrzehnt. Wie rührend, wie zu tiefst erschütternd und voll von einer wunderbaren Ehrwürdigkeit ist das alles! Und es ergreift uns um so mehr, daß es in diesem Leben auch leere Stellen, zur Untätigkeit verurteilte Jahre und tote Geleise gab. 68 Jahre hat Radetzky den Soldatenrock getragen. 1774 wurde er gemustert. Unter Laudon kämpfte er — noch zur Zeit Josephs — gegen die Türken und war bei der Eroberung Belgrads dabei. Er kämpfte 1793/94 gegen die Franzosen im damals österreichischen Belgien. Er kämpfte gegen Napoleon an der Trebbia, bei Novi, Marengo und Wagram. Er war der Generalstabschef in der Völkerschlacht von Leipzig. Aber — 1829/31 wurde er als Festungskommandant von Olmütz kaltgestellt! Dann kam er als Gouverneur in die Lombardei. In seiner Biographie wirken diese zwei leeren Jahre wie die Generalpause in einer Beethoven'schen Sinfonie.

68 Jahre lang hat Radetzky „Kaisers Rock" getragen. Aber — es war der Rock von fünf Kaisern, von Joseph, Leopold, Franz, Ferdinand und Franz Joseph. Und dieses lange Soldatenleben war voll von dramatischer Bewegtheit, von impulsiver Aktion und von kleinen Episoden, die von Geisteswitz, Lebenskraft und unbezähmbaren Temperamente funkeln und sprühen. 1795 ertönte er sich und seinen Feldmarschall (Beaulieu) durch einen Sprung in den Minico vor der Gefangennahme; in der Schlacht von Marengo wird ihm das Pferd unter dem Leib weggeschossen; in der Schlacht von Hohenlinden wirft er seine bereits abgeschossene Pistole einem ihn bedrohenden Offizier mit solcher Wut an den Kopf, daß er kampfunfähig liegen bleibt; der Schlacht von Novi gibt er durch eine plötzliche Korrektur des Suworowschen Kampfplanes eine glückliche Wendung, und (er erzählt) „alle, die davon hörten, sagten: „Der Radetzky hat recht!" 1805 stampft er in Warburg gegen Marmont einen Landsturm aus dem Boden; im gleichen Jahre ist er drauf und dran, Wien gegen Napoleon zu insurgieren. Aber noch fast ein halbes Jahrhundert darnach reißt den Dreiundachtzigjährigen die Kampfleidenenschaft so sehr mit, daß er nahe daran war — bei der Verfolgung des Feindes, allen plötzlich voraus — von Nachhutengefangen genommen zu werden. Sein Armeebefehl am Beginn des lombardischen Feldzuges sprach wahr: „Noch ruht der Segen fest in meiner Hand . . ."

Dennoch war dieser Mann von hundert Lebenskräften zugleich von einer unbefruchtlichen Milde, rücksichtsvoll und von einer bestürzenden Parteilichkeit der Seele. „Vater Radetzky", nannten ihn seine Soldaten und Schützlinge hieß ihn „unfähig, einem Kinde etwas zu Leide zu tun." Einmal bei der Einnahme von Mailand, führen die Jäger eine erkrankte Batterie vor ihm auf und riefen: „Da bringen wir etwas für den Vater Radetzky!" Der Feldmarschall beschenkte sie mit Dukaten, da riefen sie: „Vivat Radetzky, jetzt helfen wir noch einmal!" — und stürmten in die Schlacht zurück. Ein drittes

Mal aber, nach der Einnahme von Mailand, hatte Oberstleutnant Schlitter den Ordnonanzoffizieren Nachtwache vor dem Schlafzimmer Radetzky's in der Villa Reale befohlen. „Eines Abends spät im tiefsten Regligé erschien aber Radetzky", erzählte Schönfeld und flüsterte uns zu: „Legte Euch nur ruhig nieder! Wir geschieht ja doch nichts und dem Schlitter werd' ich's nicht sagen . . ." Und diesem Bericht fügt der Leutnant Schönfeld bei: „Solche Güte, solch weitgehende Rücksicht mußte Männer von Ehrgefühl um so mehr zur strengsten Pfllichterfüllung aneignern." Radetzky's Persönlichkeit konnte hier aus einem Mann machen! Und den Feldzug von 1848 hat er auch in der Tat mit 150 000 Mann gegen 60 000 Mann eröffnet!

Unter Laudon, der zur Zeit Prinz Eugens noch jung war, hat er sich die ersten Sporen verdient. Laudons Theresienkreuz wurde ihm nach der Leipziger Schlacht von Fürst Schwarzenberg an den Waffengürtel geheftet. In der Schlacht von Santa Lucia aber, am 6. Mai 1848, bestand der siebzehnjährige Erzherzog Franz Joseph unter den Augen Vater Radetzky's die Feuertaufe. So ist Radetzky das starke Mittelglied in der Kette des österreichischen Kriegeerbes von Eugens Zeiten bis auf unsere Tage. Als der Feldmarschall im Jahre 1857 vom Kommando zurücktrat, brachte er es nicht übers Herz, der Armee Lebewohl zu sagen. Sein Manifest begann: „Soldaten, ich nehme von Euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch . . ." Es war eine Anspielung auf seine Wohnsitzwahl im Mailänder Palazzo Reale. Dort starb er im Jahre darauf am 5. Januar 1858. Niemals hat er von den österreichisch-ungarischen Soldaten Abschied genommen. Heute noch ist Radetzky unter ihnen . . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie Voelde 40 Siege errang. Aber die Kampfmethode Voeldes, die ihn dazu befähigte, die ungeheure Anzahl von 40 Flugzeugen anzuschließen, wird uns geschrieben: Die Tatsache, daß Voelde in einer genau anderthalb Jahre währenden Tätigkeit als Kampfflieger nicht weniger als 40 Flugzeuge, also fast sieben volle Flugabteilungen, vernichtet hat, zeigt schon, daß es sich hier um einen ungewöhnlichen Mann handelt, der neben hervorragenden Gaben des Geistes und Charakters auch ungewöhnliche Eigenschaften als Kampfflieger aufwies. Schon seine Vorbildung in allen Sportzweigen hatte ihn dazu befähigt, in der Fliegerei Außergewöhnliches zu leisten. Als er am 1. September 1914 seinen ersten Flug auf dem Kriegsschauplatz unternahm, wo er bis zum 1. Mai 1915 als Aufklärungsflieger tätig war, fiel er bereits durch seine hervorragende Eignung zum Flieger auf. Die schwersten Aufgaben der Aufklärung übernahm er ohne zu zaudern und führte sie alle mit vollem Erfolg durch. Seine Kampfesnatur bildete ihn aber nicht länger bei seiner Aufklärungstätigkeit und er widmete sich nun der Kampffliegerei. Diese Kampfesnatur war es in erster Reihe, die ihn dazu befähigte, so ungewöhnliche Erfolge zu erzielen. Er hat selbst einmal als Ursache seiner zahlreichen Siege erklärt, daß ein ruhiges Herz, ein scharfer Blick und eine feste Hand allein ihm die Erfolge verschafft haben. Diese moralischen Eigenschaften sind naturgemäß die ersten Bedingungen für eine erfolgreiche Kampfflieger-tätigkeit. Aber es waren bei Voelde nicht die einzigen Grundlagen seiner Siege. Es kam dazu die vollkommene Beherrschung aller technischen Fragen des Flugzeuges. Er war ein Meister in allen mit dem Aufstieg und Landung der Flugzeuge zusammenhängenden Dingen. So konnte er von sich auch rühmend sagen, daß er nur verhältnismäßig sehr wenig Furcht gehabt habe. Überall landete er mit größter Sicherheit, auch hinter den feindlichen Linien, gleichgültig ob auf einem ebenen Gelände oder einer eisbedeckten Landschaft. Ein englischer Flieger hat einmal seine Kampfmethode beschrieben: Voelde kommt mit völliger Ruhe an den Feind heran. Jede Aufregung scheint ihm fremd zu sein. Man fühlt die Sicherheit, mit der er jeden Handgriff unternimmt. Ist er am Feinde, dann bringt er bewegend und furchtlos auf ihn ein, läßt sich auf ihn herabfallen oder greift ihn von der Flanke an, kommt ihm mit ungeheurer Schnelligkeit in den Rücken, und weiß so jede Schwäche des Feindes auszunutzen und zu seinem eigenen Vorteil zu gestalten. Wenn der Feind stark ist, dann ermüdet er ihn durch eine ungewöhnliche und furchtlose Geschicklichkeit so lange, bis die Nerven des Feindes versagen und Voelde trotzdem den Sieg

erringt. Wenn mehrere Feinde ihn angreifen, dann weicht er allen geschickt auszuweichen, greift zunächst den schwächsten an oder der zu ihm am günstigsten steht und erringt auch so über mehrere Feinde den Sieg. So arbeitete der Kampfflieger Voelde und konnte damit seine ungewöhnlichen Erfolge erzielen. Bemerkenswert ist, daß Voelde auch als Lehrer Hervorragendes leistete. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß unser Fliegerheld Immelmann auch ein Schüler Voeldes gewesen ist. Immelmann wird sicherlich auch von Natur aus gleichfalls hervorragende Gaben für die Kampffliegerei mitgebracht haben. Aber es ist auch kein Zweifel, daß Voelde es sicherlich verstanden hat, auf seine Schüler, auch auf Immelmann, eine Wirkung hervorzurufen, die bei den Kampffliegern seiner Schüler späterhin glänzend zutage trat. So war Voelde als Ausflüchtungsflieger, als Kampfflieger und als Fluglehrer gleich groß und bedeutend.

Der verdächtige „Bluff“. Die französischen Sprachreiner sind einem neuen verdächtigen Wort auf die Spur gekommen. Es handelt sich um den auch bei uns bekannten Ausdruck „Bluff“, der seit einiger Zeit in Frankreich — wahrscheinlich im Gefolge der französisch-englischen Verbrüderung — vielfach gebraucht wird. Anfangs hat man dies auch ohne jeden Argwohn, in dem beruhigenden Gefühl, einem englischen Wort in Frankreich eine neue Heimat eröffnet zu haben. Doch wie eine Freude nur selten ungetrübt bleibt, so geschah es auch diesmal. Ein besonders gieriger Wüchermurm brachte nämlich als Ergebnis vielwöchiger Forschungen den Verdacht zutage, daß das Wort „Bluff“ deutschen Ursprungs sei, indem es wahrscheinlich auf den deutschen Ausdruck „verblüffen“ zurückgeführt werden müsse. Das „Journal des Débats“, das anscheinend, — vielleicht aus egoistischen redaktionellen Gründen — den „Bluff“ sehr liebt, wirt sich als Verteidiger auf, indem es diese Verdächtigung des Wortes energisch zurückweist. Wenn man schon nicht glaube, daß Bluff eine Bezeichnung rein englischen Ursprungs sei, so wäre es doch zunächst international. Es sei nämlich zuerst beim Pokerspiel gebraucht worden, und dieses löbliche Spiel sei bekanntlich außerordentlich international. Also . . .

Allerseelen. „Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe, Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“ —, so singt der bekannte Tiroler Dichter Hermann Gilm in seinem bekanntesten und berühmtesten Gedichte vom Allerseelentage, den die katholische Kirche dem Andenken der abgeschiedenen armen Seelen gewidmet hat. An diesem dritten Kriegs-Allerseelen wird freilich der Gottsdäner nicht wie im Frieden im Glanze unzähliger Lichter erstrahlen, aber die sorgende Liebe wird nicht minder als früher der Verstorbenen gedenken und ihnen die letzten Blüten des Herbstes und manch bunten Schmuck auf ihre letzte Ruhestätte legen. Der Vers des Tiroler Dichters „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“ hat aber noch eine besondere Bedeutung. In Tirol pflegt man noch vielfach auf dem Lande an diesem Tage Kuchen zu genießen, die auf besondere Art gebacken sind und die „Seelstüde“ genannt werden. Der Hausherr stellt dann um den Überrest dieser Speise Lichte herum und sagt: „Das gehört den armen Seelen.“ In Flandern errichten die Kinder am Abend vor dem Allerseelertage neben der Haustür auf der Straße kleine Altäre, indem sie Krugfige oder Madonnenbildchen zwischen brennende Kerzen auf Stühle oder Schemel setzen, und bitten Vorübergehende um einige Geldstücke „zu Kuchen für die Seelchen im Fegfeuer“. Denn am nächsten Morgen ist es in ganz flämisch-belgischen Ländern, mit einem Kreuz verzierte Brötchen zu backen, die Gieslenbrodjes, Seelenbrötchen, heißen. In Antwerpen tut man Safran in die Brötchen, um die Flammen des Fegfeuers anzudeuten, und man ist sie heiß, indem man bei jedem ein Gebet für die Seelen im Fegfeuer spricht. Ähnlichen Bräuchen begegnet man in Schwaben, Böhmen, Niederösterreich usw. In slawischen Ländern trägt man am Allerseelentage Speisen auf die Gräber und stellt brennende Lichte daneben. Dort haftet noch im Volke ganz allgemein der Glaube, daß an diesem Tage die armen Seelen aus dem Fegfeuer auf die Erde kommen, um so für einen Tag von ihren Qualen auszuweichen. Die Worte des Tiroler Dichters „Ein Tag im Jahre ist den Toten frei“ haben also auf diesen Glauben Bezug, der ebenso wie jetzt in den slawischen Ländern einst in ganz Deutschland gehegt wurde und von dem sich, wie wir gesehen haben, Spuren bei uns bis zum heutigen Tage erhalten haben. Auch andere Dichter haben denselben Gedanken wie

Gilm behandelt, am ergreifendsten tat dies wohl Hebbel in seinem bekannten Gedicht „Requiem“:

„Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen.
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!“

Der Humboldt des 17. Jahrhunderts. (Zum 200. Todestage Engelbert Kaempfers.) Vor 200 Jahren, am 2. November 1716, starb in seiner Vaterstadt Lemgo (Fürstentum Lippe) als Leibarzt des damaligen Grafen von Lippe der berühmte Forschungsreisende Engelbert Kaempfer, dem Europa die ersten zuverlässigen Nachrichten über Japan, das japanische Leben und insbesondere über die japanische Pflanzenwelt verdankt. Er wurde am 16. September 1651 als Sohn eines Pfarrers geboren, besuchte die Universitäten Danzig, Altdorf, Königsberg und bildete sich in Medizin, Chirurgie und den damals noch wenig beachteten Naturwissenschaften aus. Sein Wandertrieb führte ihn 1680 nach Upsala, wo die Brüder Bunsendorf sich seiner annahmen. Hier ließ er sich dazu bestimmen, sich als Arzt einer Gesandtschaft anzuschließen, die der König von Schweden 1683 in Handelsangelegenheiten nach Rußland und Persien schickte. Der aus 30 Köpfen bestehende Zug erreichte im Juli Moskau, zog weiter über Kasan, Astrachan, das Kaspische Meer und traf im März 1684 in Isfahan ein. Kaempfer war währenddessen unablässig bemüht, sich naturwissenschaftliche, geographische, ethnographische und Sprachkenntnisse anzueignen, während er über seine Beobachtungen sorgfältig Tagebuch führte und Zeichnungen aufnahm. Insbesondere machte er einen Ausflug nach der den Feueranbetern heiligen Stadt Baku mit ihren Naphthaquellen, die er durch eine Schrift zuerst bekanntgemacht hat, besuchte die Ruinen von Persepolis und Pasargadae und durchkreuzte, unermüdlich beobachtend, ganz Persien. Nach Rückkehr der schwedischen Gesandtschaft blieb er in Persien, um von hier aus weitere Forschungsfahrten zu unternehmen. Die Mittel zu seinen neuen Fahrten und Forschungen erwarb er sich überall durch die Ausübung der ärztlichen Praxis. Eine Zeitlang war er in Tiflis als Leibarzt des Fürsten von Georgien tätig, der ihn vergeblich durch Gunstbezeugungen zu fesseln suchte. Er kehrte nach Persien zurück und begab sich von Isfahan mit einem holländischen Schiffe nach Ceylon, Cochin und Bengalen. Im September 1689 landete er in Batavia an, wo er sich längere Zeit mit dem Studium der japanischen Tier- und Pflanzenwelt beschäftigte. Hier faßte er im Jahre 1690 den Entschluß, eine Gesandtschaft der Holländer nach Japan zu begleiten, um dieses damals in Europa noch fast ganz unbekannte Reich, das ausschließlich mit Holländern zu Nagasaki in Handelsverkehr stand, zum Gegenstand seiner Forschungen zu machen. Da die Gesandtschaft zunächst an der Küste von Siam landete und den Hof des dortigen Kaisers besuchte, so fand Kaempfer Gelegenheit, auch über dieses Reich, besonders über Religion und Sitten der Siamesen, Nachrichten zu sammeln. Nach heftigen Stürmen, wodurch er einen Teil seines Reisegepäcks verlor, erreichte das Schiff den Hafen von Nagasaki. Das Mißtrauen der Regierung gegen Fremde bandte den Verkehr der Holländer mit den Japanern in die engsten Schranken und bereitete dem Forscher überall Hindernisse und Gefahren, aber der glühenden Wissbegierde Kaempfers gelang es dennoch, durch Geschicklichkeit und unermüdliche Ausdauer diese Hindernisse zu besiegen und sich allmählich über das geheimnisvolle Land eine Fülle der interessantesten Nachrichten zu verschaffen, wie es vor ihm noch niemand, auch nicht den Missionaren der Jesuiten gelungen war. Er begleitete die holländischen Gesandten zweimal an den Hof des Kaisers nach Jeddo und fand mehrmals Gelegenheit, tiefer in das Land einzudringen und dessen Staats- und Kulturzustände mit merkwürdiger Beobachtungsgabe zu erforschen. Nach einem Aufenthalt von mindestens zwei Jahren begab er sich wieder nach Batavia, verweilte eine Zeitlang am Kap der Guten Hoffnung und traf im Jahre 1694 wieder in Holland ein. Nachdem er in Leyden die medizinische Doktorwürde erlangt hatte, kehrte er endlich mit einem überreichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen in seine Heimat zurück, ließ sich auf einem kleinen Gute in der Nähe von Lemgo (Steinhof zu Nieme) nieder, wurde vom Grafen von Lippe zum Leibarzt ernannt, verheiratete sich um 1700 und starb zu Nieme am 2. November 1716.